

Mitteilungen
des
**Oberösterreichischen
Landesarchivs**

3. Band

**Festschrift
Ignaz Zibermayr**



1954

In Kommission bei

HERMANN BÖHLAUS NACHF. / GRAZ-KÖLN

Das Jahr 1953 bot für das Oberösterreichische Landesarchiv Anlaß zu einem besonderen Gedenken. Denn am 2. Juni dieses Jahres vollendete Landesarchivdirektor i. R. Dr. Ignaz Zibermayr sein 75. Lebensjahr. Von diesen drei Vierteln eines Jahrhunderts waren 44 Jahre dem Dienste und dem Wirken im Oberösterreichischen Landesarchiv gewidmet. Die Freude nun, ihn noch lebensfroh und arbeitsfreudig unter uns zu haben, vereinte die Autoren der hier vorliegenden Arbeiten in dem Wunsche, ihm, der uns im Dienst das Vorbild und in der Wissenschaft ein teilnehmender Leiter und Führer war, als Glückwunsch zu seinem Geburtstag ein äußeres Zeichen unserer unverbrüchlichen Verbundenheit und Dankespflicht zu überreichen.

Erich Trinks

Inhalt

	Seite
Bernhard Lidl von Mondsee (1729—1773). Von Hertha Awecker. Mit 1 Tafel	7
Ignaz Zibermayr. Persönliches und Fachliches rund um seine Selbstbiographie. Von Wilhelm Bauer	19
Archivgesetze. Von Walter Goldinger	26
Das Stadtarchiv in Freistadt und seine Geschichte. Von Georg Grüll	39
Das Stiftswappen von St. Florian. Eine heraldisch-historische Studie. Von Johannes Hollnsteiner	74
Zum Welser Buchwesen. (Spätmittelalter und Reformationszeit.) Von Kurt Holter. Mit 2 Tafeln	87
Die Altstraßen an der unteren Enns und im Raume von Steyr. Von Herbert Jandaurek. Mit 1 Tafel	104
Ignaz Zibermayr und das Vereinswesen. Von August Loehr	140
Baar und Barschalken. Von Theodor Mayer	143
Unbekannte Konföderationsurkunden für Kremsmünster aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Von Willibrord Neumüller O. S. B.	157
Die ursprüngliche Folienordnung im ältesten Seitenstettener Urbar. Von Petrus Ortmayr	165
Oberösterreicher in den niederungarischen Bergstädten. Von Günther Probst	173
Der Tabak im Leben unserer Vorfahren (unter besonderer Berücksichtigung von Freistadt). Von Karl Schendl	196
Wolfgang Khellner. Ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus in Oberösterreich. Von Friedrich Schober.	213
Die St.-Anna-Zeche der Schiffsleute in Enns und ihr Archiv. Von Eduard Straßmayr	220
Jodok Stülz und die katholische Bewegung des Jahres 1848. Von Hans Sturmberger	233
Die Rechtsstellung des obersten Mühlviertels 1010—1765. Von Erich Trinks	256
Franz Grillparzer. Interpretatio christiana. Von Kurt Vancsa	284

	Seite
Neue Beiträge zur Pflege der Musik an der evangelischen Landschaftsschule und Landhauskirche zu Linz. Von Othmar Wessely	300
Familiengeschichtliche Aufzeichnungen der Jörger aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Von Franz Wilflingseder	337
Die Pläne zur Errichtung einer Landesbibliothek in Linz 1772—1776. Von Otto Wutzel. Mit 1 Tafel	353
Die ältesten Statuten des Augustiner-Chorherrenstiftes St. Florian. Von Alois Zauner. Mit 2 Tafeln	359
Zur Geschichte der Schaunbergischen Reichslehen. Von Alfred Hoffmann. Mit 1 Tafel	381

Franz Grillparzer

Interpretatio christiana)*

Von Kurt Vancsa

Franz Grillparzer ist am 15. Jänner 1791 in Wien geboren und stirbt in Wien am 21. Jänner 1872.

Wiege und Bahre erschüttern unter dem katastrophalen Bankrott eines aufgeklärten Europa: Dort die große Revolution von 1789 und hier der trügerische deutsche Triumph von 1870/71, in dem der Weltbrand von 1914 und 1939 seine düsteren Schatten vorauswirft.

Dazwischen füllt und erfüllt sich das Leben dieses größten Österreichers, ein Goethe-Leben nicht nur in der Fülle der Jahre.

Und der Boden, über den diese denkwürdigen 80 Jahre dahinzuhinwandern, wird um- und umgepflügt von fortdauernd schweren Beben.

Und das Leben selbst wird von daher und von einem lastenvollen Erbe bis ans Ende angeschlagen.

*) Ich danke den Herausgebern, daß sie auch mir Gelegenheit gegeben haben mit vorliegendem Deutungsversuch dem Jubilar, den ich Franz Grillparzer ehrfürchtig zugetan weiß, meine liebevolle Verehrung zu bezeugen. — Diesen Ausführungen liegt ein Festvortrag zu Grunde, den ich am 12. Februar 1952 im Linzer Rathaussaal gehalten habe. In den letzten Jahren haben das Thema von verschiedenen Gesichtspunkten her am Rande berührt:

C. J. Burckhardt, G. und das Maß (in: Burckhardt, Gestalten und Mächte. Zürich. 1941. S. 225—53).

K. Vancsa, F. G. Eine Studie. Wien. 1946.

Reinhold Schneider, G.'s Epilog auf die Geschichte (in: Schneider, Dämonie und Verklärung. Wien 1947. S. 331—75).

B. v. Wiese, Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel. Hamburg. 1948. (2. Aufl. 1952. S. 375—461).

J. Nadler, F. G. Vaduz. 1948.

E. Hock, F. G. Besinnung auf Humanität. Hamburg. 1949.

W. Bietak, G. — Stifter — Feuchtersleben. Die Unzeitgemäßen des Jahres 1848. (Vjft. f. Litwt. u. Geistesgeschichte. XXIV. 1950. S. 243—68).

E. Hock, G.'s Lustspiel. (Wirkendes Wort. 1953/54. S. 12—23).

Nicht zugänglich waren mir:

R. Steffen, G.'s Ordnungsbegriff. Diss. Münster. 1944.

B. Rauch, G. und der Metternich-Staat. Diss. Erlangen. 1945.

Weitere Literatur bei: K. Vancsa, G.-Bibliographie 1905—37. Wien. 1937. — Derselbe, F. G. Bild und Forschung. Wien. 1941. — O. P. Straubinger, G.-Bibliographie 1937 bis 52. (Jahrb. d. Grillp.-Ges. III. Folge, Bd. 1. 1953). Grundsätzliches bei E. Hock, in: Germ. Rom. Mft. NF. IV. 1954, S. 27—46.

Die Zitate sind, soweit nicht ohnedies mühelos auffindbar, in den autobiographischen Schriften (Selbstbiographie, Tagebücher) der histor.-kritischen Ausgabe der Stadt Wien von Sauer-Backmann leicht festzustellen.

Die Zeit:

Napoleon Bonapartes Aufstieg und Verfall ist ein Totentanz vom Glück zum Ende, eine jahrtausendealte Kaiserkrone wird zum musealen Schaustück und zum leeren Sinnbild eines noch lange wachen Sehnsuchtstraumes, eine „heilige Allianz“, im Konzept gut, gebiert eine Revolution, in der Auswirkung schlecht, der Bruderkrieg von 1866 zerreißt ein in hundert Jahren kaum notdrfutig geknpfes Bündnis der Herzen, und es beginnt gegen Ende der acht Dezzennien schon die unheilvolle Politisierung und Technisierung der Gemeinschaft und des Einzelnen.

Das Leben:

Einmal die Herkunft: Die Grillparzers haben gesundes landerisches Blut — das wissen wir sicher seit Theodor Bergers mühsamen Forschungen —, doch der Großvater schon wandert nach Wien ab und der Advokat Wenzel Grillparzer, des Dichters Vater, holt sich seine Frau aus dem wohl kultivierten, aber biologisch schon verbrauchten Wiener Brgergeschlecht der Sonnleitner. Der schwere Kontrast der Temperamente und Charaktere kommt im großen Sohn das ganze tapfere Leben hin zu einem sehr qualvoll geschaffenen Ausgleich. Der Vater sehr strenge, korrekt, nüchtern bis zur Lieblosigkeit, die Mutter leichtsinnig, unbeherrscht, sensibel bis zur Hysterie und zum religiösen Wahnsinn, in dem sie sich 1819 erhngt. Von den vier Brüdern gleicht der jüngste, Adolf, ganz der Mutter und der geht rat- und hilflos mit 17 Jahren in die Donau. Dstrer noch als diese jäh vergeudete Jugend ist das zuendegeschleppte Elendsleben des zweitltesten, Karl. Soldat, Deserteur, Fremdenlegionr, subalternen Beamten, einmal bezichtigt er sich in trüben Sinnen des Mordes —, aus allen diesen Gefahren retten ihn Rang und Name seines Bruders. Und verhängnisvolle Verkehrtheit: gerade dieser Karl hat Kinder und Kindeskin- der, die dem immer gütigen, immer hilfsbereiten Oheim und Grooheim materiell und seelisch schwerstens gefährden. Mit dem nicht unbegabten und sonst ordentlichen Kamillo verstand er sich nicht, der hatte nur die Ehre, den Tod des Dichters aller Welt anzeigen zu dürfen.

Die ersten Jahre des Kindes waren in hohe und finstre und sehr gespenstische Räume altwiener Wohnungen eingepreßt, die der ungezügelten Phantasie keinen gesunden Spielraum gaben und als der erwachende Jüngling sich aus religiösem Eifer eine lichtere Welt bauen wollte, zertrümmerte sie jäh der destruktive Rationalismus der Erwachsenen. Davon widerhallt ein sehr bitteres Echo in den Tagebüchern von 1809: „ . . . von dieser Zeit rechne ich die traurigsten Tage meines Lebens“. Als der Vater 1809 stirbt, einen wirtschaftlich verfallenden Haushalt zurücklassend, sieht sich der nur Achtzehnjhrige als der älteste der Familie ganz plötzlich im Zwang des Familienerhalters. Die bitteren Jahre als Hofmeister und Privat-

lehrer waren die Schulungsjahre des Genies. Einmal, 1813, der Dichter wußte kaum mehr wo hinaus mit der andrängenden Fülle seiner Gesichte, Pläne und Versuche, lag er auf dem mährischen Schloß Kosteletz in böser Krankheit, einsam und allein gelassen — wenn wir einer ein wenig auffrisierten Notiz in der Selbstbiographie glauben wollen: dem Tode nah.

Die Liebe, diese alte und immer noch unverbraucht frische Trieb- und Lebenskraft der Kleinen und Großen, setzte noch dem hohen Fünfziger kraft zu. So zu lieben, daß er über den flüchtigen Sinnenreiz hinaus geliebt werde, war Grillparzer zu scheu und zu kalt. Wir bewahren erschütternde Worte vom Totenbett einer Marie Picquot, einer Charlotte von Paumgarten. Sie sind ein einziges, furchtbar anklagendes Reuebekenntnis, aufreißend echt und nicht als eine stoffliche Notiz stilisiert. Der natürlichen Leidenschaft war er einmal trunken, doch war die Frau seines Freundes Daffinger ein Weibchen und nicht mehr. Die Liebe zu Kathi Fröhlich war trotz dem Einspruch Nadlers stärker als die späte zu Elisabeth Höchner. Wenn er die leidvoll Entsagende auch nach schwersten Katastrophen nicht ehelichen konnte und wollte, so lag dies in der schmerzlich weisen Erkenntnis:

*In Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten aber ach, wir schmolzen nicht.*

*Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz,
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzu fest geschlungen war der Kranz.*

*So standen beide, suchten sich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in sich,
Doch all umsonst trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich.*

(Jugenderinnerungen im Grünen, 1824 ff.)

Und was sonst noch zu leben war, blieb auch mehr im Schatten als im Licht. Der Staatsdienst, vom unbesoldeten Praktikanten (1813) bis zum k. u. k. Hofrat und Direktor des Hofkammerarchivs, brachte viel Ärger und mancherlei Zurücksetzungen. Mehr aber litt der Dichter unter Unverstand, Verleumdung und neidischer Verdächtigung der Kritik und der Öffentlichkeit. 1838, nach dem Durchfall seiner divina commedia, schloß er sich ab und ging als Griesgram und Hagestolz in die Legende des alten Wien ein. Den Dummen und Tauben hatte er nichts mehr zu sagen. Mit allzu späten Ehren wurde der Achtzigjährige überhäuft und tausende und tausende von Wienern

waren dabei „als sie ihn begruben und als er starb, haben sie geweint“.

Die achtzig Jahre, die uns von seinem Todesjahr trennen und die wir zur Hälfte und mehr erlebt, erlitten haben, waren wohl nicht so sehr in Wohlsein gebettet und sonnenlichtübergossen, daß wir nicht Schicksal und Anteil dieses Grillparzerlebens fassen könnten.

Wie nahe uns Leben und Werk sind, wie sie hineinsprechen in unsre Zeit, uns persönlich ansprechen und daß sie ein unerschöpflicher Kraftquell sind, unversiegbar für unser gefährdetes, weil ungesichertes Leben — das will ich erweisen. Und in der Beweisführung bekennen — denn nichts tut unsrer Zeit mehr not als Bekenntnis! —, daß dieser Dichter eine Welt der Ordnung gebaut und sich zu ihr vor aller Welt und gegen jedwede Unordnung bekannt hat.

Wie Wandel und Wirken Goethes ist uns auch das Grillparzers fast lückenlos offenbar. Ein erstaunlich breites autobiographisches Material ist uns erhalten: Briefe, Tagebücher, das große Bruchstück einer Selbstbiographie, ja selbst eine stattliche Sammlung nicht uninteressanter Aktenstücke aus seiner Beamtentätigkeit liegen vor uns. Dann von der „Ahnfrau“ bis zum „Bruderzwist“ die elf Dramen, das herrliche „Esther“-Fragment, zwei Novellen, die Fülle der Fragmente und Entwürfe, die Gedichte und Epigramme, unzählige literarische und kulturpolitische Aufsätze und Studien u. a. m. Und alles das ist uns heute in den 41 stattlichen Oktavbänden der großen Ausgabe der Stadt Wien greifbar, davon allein 8 Bände den stellenweise etwas pedantischen kritischen Apparat umfassen. Es geziemt sich, hier ehrfürchtigen Dankes der toten Herausgeber und Protektoren zu gedenken: Oswald Redlichs, August Sauers und Reinhold Backmanns.

Für uns ist es wichtig zu wissen, daß von dieser Fülle zu Lebzeiten des Dichters nur ein Bruchteil der Öffentlichkeit bekannt wurde.

Der Gründe sind einige und sie sollen hier erörtert werden als unwiderlegbare Beweise meiner Überzeugung.

Wir haben schon gehört, daß dem Dichter die väterliche und mütterliche Erbanlage in ihrer Gegensätzlichkeit zur schweren Last wurde. Schon durch die Tagebücher der Jugendzeit bis in die Reifejahre des Mannes geht wie ein schrilles Leitmotiv die Klage und Anklage: „In mir nämlich leben zwei völlig abgesonderte Wesen. Ein Dichter von der übergreifendsten ja sich überstürzenden Phantasie und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art“ (Selbstbiographie 1853), oder wie ein gequälter Aufschrei: „Weh, weh denen, die ein Herz haben, wenn sie betrachten, und keines, wenn sie handeln!“ (zw. 1829 u. 1834, Geheimschriften).

Das steht so da, wie irgend eine selbstbekennende Notiz und wir Nachgeborene ahnen kaum ein Mindestmaß von der erdrückenden Wirkung dieser geistig-seelischen Zerrissenheit.

Mit einem solchen Besitztum Dichter sein zu dürfen, das ist

zweifellos Gnade! — Denn der Dichter ordnet, was in Unordnung geraten ist und löst das scheinbar Unlösbare!

Hier liegt m. E. der Prüfstein, an dem die heute immer dringender werdende Unterscheidung von Dichter und Schriftsteller möglich wird —, doch das nur nebenher.

Unter Umständen — und das ist im Falle Grillparzer so! — hat der Dichter zu allen Lasten sonst, von denen der gewöhnlich Sterbliche nur eine sehr tastende Ahnung hat, noch eine mehr zu tragen.

Wir bewahren ein seltsames und bezeichnendes Grillparzerwort aus der Zeit der „Ahnfrau“: „Es ist etwas in mir, das sagt, es sey ebenso unschicklich, das Innere nackt zu zeigen als das Äußere“ (1817). Und das wird zehn Jahre später nachdrücklichst bekräftigt: „Wie ein andrer sorgfältig seinen Körper verhüllt, so hat mich immer ein Widerwillen angewandelt, meine Empfindungen nackt zu zeigen“ (1825).

So fällt denn der Dichter aus einer Qual in die andere, wenn es ihn aus dem Zwiespalt zu sagen treibt, was ihm die strenge Scham zu sagen verbietet.

Es steht fest, daß neben dem Wenigen was ich zur Sinndeutung meines Themas zitiere, unzählige ähnliche Aufzeichnungen noch zu finden sind.

Wir begreifen jetzt das gewiß übertriebene Resumee, das den unbefugten Nachäffern Sigmund Freuds Anlaß zu bösen Mißdeutungen gegeben hat: „Wenn ich je dazu kommen sollte — aber ich werde es nie tun — die Geschichte der Folge meiner inneren Zustände niederzuschreiben, so würde man glauben, die Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen zu lesen“ (1827).

Und begreifen demnach auch das Eine und Entscheidende, das wir in der Erinnerung halten wollen: Grillparzer hat nicht ein einziges Wort der Öffentlichkeit preisgegeben, das aus einer solchen seelisch-geistigen Situation heraus niedergeschrieben wurde.

Das heißt also: er hat es niedergeschrieben in der Kritik, der messerscharfen, unerbittlichen, gegen sich selbst strenger als gegen andre, im Epigramm, dem damaszenergeschliffenen, ätzenden, zuweilen fast destruktiven gegen die große und kleine Politik, Kultur, die Kirche und ihre verantwortlichen Träger, und auch die im Rausch der Gefühle hemmungslosen Ausburten der Phantasie.

Niedergeschrieben und verschlossen! Was uns Nachgeborenen wie ein einziges großes Gericht erscheint, vielfach ein gerechtes Gericht, nicht immer nur Indizienprozeß und Justizmord. Grillparzer war zu allen Zeiten ein politischer Feuerkopf wie ein scharfer Denker mit Fingerspitzengefühl und Weitblick. Das 19. Jahrhundert ist ohne Grillparzer kaum zu verstehen!

Das also merken wir uns wohl und hängen daran den lapidaren

Satz: „Nach ihrer Wirkung auf andre sind Worte immer Taten“! Nicht von ungefähr erinnert uns dieser Satz an den Faustmonolog.

Der 52jährige hat festgehalten, was schon Jahre vorher auf dem Wege des Reifwerdens der tieferen Einsicht offenbar wurde: In die Masse, die geist- und willenslose, leichtgläubig und allzu leicht verführbar, darf kein unbedachtes Wort fallen

*... das die Welt entzündet
und jede Zukunft, bis des Himmels Quellen
mit neuer Sündflut bändigen die Glut,
und Pöbelherrschaft heißt die Überschwemmung.*

(Ein Bruderzwist in Habsburg)

So wird das Wort zur Tat, von der Schiller sagt, „daß sie fortzeugend Böses muß gebären“.

Muß ich noch sagen, wie sehr uns heute diese Erkenntnis nottut? Nun, Grillparzer wußte was des Dichters Sendung ist: auf den Fundamenten der Ordnung weiterzubauen wider jeden trügerischen Fortschritt. Daß man aber ihn und meine Interpretation nicht mißverstehe, muß ich diese These präzisieren.

Grillparzer war kein Reaktionär aus eigensüchtiger Vogelstraußpolitik oder krähwinkeliger Perspektive, kein Konservativer aus sattem Dünkel, nicht rückschrittlich aus Gewohnheit oder ängstlichem Beharrungsvermögen. Allein die Masse der politischen Gedichte und Epigramme zum Zeitgeschehen bezeugen, wie liberal im wohlverstandenen Sinn und fortschrittlich er gesehen und gedacht hat.

Doch der Dichter sieht weit über den Augenblick hinaus in die Vergangenheit und Zukunft die katastrophalen Folgen jeder unbedachten und gewaltsamen Änderung und Bewegung.

*„Wer klar das Heut erfäßt,
Erkennt die Gestern alle und die Morgen!“* (Libussa)

Wir müssen sie hören, diese apokalyptischen Worte seit dem faustischen Traumspiel, im „Spielmann“, in den grandiosen Nachlaßdramen. Immer dieses schaurige Wehe über jeden Fortschritt, der im sandigen Neuland ansetzt, über jeden Umsturz, der mit dem Bestehenden alles Erhaltenswerte niederreißt, über jede Revolution, die alle Ordnung zertrümmert.

Wer mich verstehen will, hat der Beweise genug, daß und warum Grillparzer ein Dichter der Ordnung werden mußte.

Aus seinem Werk will ich das jetzt interpretieren.

Mit seinem ersten großen Wurf, der vielverlästerten und immer noch mißverstandenen „Ahnfrau“ (1817), mit einer in allen Fugen spürbaren dichterischen Potenz in einem wahren Zeugungsrausch hingeworfen, hat der Dichter das eine und einzige Mal wider seine Überzeugung „gesündigt“. Ich erinnere an die Notiz vom Abend der Erstaufführung dieses Dramas, worin er von dem inneren Menschen

sagt, den er nicht nackt zeigen will. Diese Dichtung, die alle Leidenschaften durchrast, ist ein gespenstisches Spiel um den im verhängnisvollen Bluterbe gegründeten Niederbruch einer Sippe und als eine hüllenlose Selbstaussage zu werten. Doch wiegt diese Sünde nichts gegen das, was gewonnen wurde. Grillparzer hat nach einer starken aber kurzfristigen Befangenheit Shakespeare wie einen Fremdkörper von sich abgestoßen. Und über die spanische Dichtung, die er mit 22 Jahren nach einem flüchtigen Studium an Hand einer alten spanischen Grammatik in ihren bedeutendsten Erscheinungen zusammenliest, hat er den Weg zur alten öst. Tradition des barocken Theaters zurückgefunden. Wir erfahren es immer in der Entwicklung unsrer heimischen Literatur: Die öst. Dichter holen sich alles wieder heim, nicht ein Stück ihres Herzens bleibt an fremden Grenzpfählen hängen. Das macht ihre Dichtungen so ganz anders und menschlich wärmer als sonst die deutschen. Und eins noch hier: Der Weg der österr. Dichtung geht nie über Griechenland, immer über Rom (das Roma christiana, nicht pagana) und das Romanische. Fort mit dem dorischen Grillparzer, wie er sich selbst einmal genannt hat und wie ihn Nadler heute noch will.

Grillparzer strauchelt also nicht über diese Jugendsünde, er geht sicher darüber hin den Weg der Tradition, der Ordnung.

Es ist wichtig, daß man diesen Start im Auge behält!

Dem ungestümen Erstling folgte in kaum einem Jahr, und in kaum geminderter Besessenheit entworfen, das Spiel im klassischen Faltenwurf, die „Sappho“ (1818). Der Dichter nannte die Fabel eine „Fiakeridee“, dem Nichtösterreicher ein unverständliches Wort, dem Wiener vor allem nicht unbegreiflich. Kürzlich erst entdeckte ich in der Novelle vom „armen Spielmann“ einen Satz, der mir dieses Grillparzersche Apercu schlagartig erhellte. Da heißt es in der einleitenden Betrachtung, die der Dichter als Rahmenfigur während einer Wanderung durch den Augarten am Brigittenkirchtag seiner Liebe zum gemeinen Volke widmet: „Von dem Wortwechsel weinerhitzter Karrenschieber spinnt sich ein unsichtbarer aber ununterbrochener Faden bis zum Zwist der Göttersöhne, und in der jungen Magd, die halb wider Willen dem drängenden Liebhaber seitab vom Gewühl der Tanzenden folgt, liegen als Embryo die Julien, die Didos und die Medeen“. Aus solcher Betrachtung entsprang die „Fiakeridee“ der Sappho und wir haben im Kern das ganze Trauerspiel vor uns, das sich stofflich so klassisch gibt wie es thematisch wienerisch ist. „Melittion“ ruft der Liebhaber Phaon die hübsche kleine Sklavin Melitta und auch er drängt sie seitab „von den lauten Freuden des Bechers“ in die bescheidenen Grenzen seiner Freiheit, in die Geborgenheit seiner Liebe. Durch solche Bezüge und Kunstgriffe, die der Schönheit und dem Adel der Dichtersprache keinen Eintrag tun, sie

nur wärmer und herzlicher füllen, wird erst menschlich faßbar, was selbst der Kothurn uns nicht sehen läßt.

Unangetastet bleibt der hohe Sinn der Dichtung: der Mensch bewahre sich in seiner Sendung und jeder, der heraustritt aus dem Gesetz, nach dem er angetreten ist, löst sich aus eigener Schuld von der Bindung und verfällt. Hart und ausweglos prägt der Norddeutsche Friedrich Hebbel den Begriff des „Pantragismus“ und stellt fast sein gesamtes dichterisches Werk unter dieses Zeichen des Unbedingten und Notwendigen. Anders der Österreicher: Sapphos Sturz vom Felsen ist die Heimkehr der fast sagenhaften Sängerin in den Olymp. Das antike Denken kennt keinen Selbstmord und mit der „Fiakeridee“ ist er erst recht unverträglich.

Das einzige Griechendrama, das Grillparzer vollendet hat, die Trilogie vom „Goldenen Vließ“ (1821) ist nichts als ein bedeutender Versuch, mit einem wesensfremden Stoff fertig zu werden. Seit 1817, durch mehr als vier Jahre, müht sich der Dichter um diesen Zufallsfund und dichtet ihn wider alle ominösen Hemmnisse hartnäckig zu Ende, freilich mit dem Preis eines schwersten physischen Zusammenbruchs. Diese Dichtung war gewollt und gekonnt, nicht aber gemußt. Mit ihrem feierlich getragenen Schlußakkord „Trage, dulde, büße“, der die Untaten weiblicher Leidenschaft und männlicher Schwäche entschönt, fügt sich doch auch diese Dichtung in den Rahmen der gekennzeichneten Entwicklung.

Nicht erst die Forderung der deutschen Romantik, i. e. August Wilhelm Schlegels, nach vaterländischen Geschichtsdramen, erhoben im Jahr von Aspern und Wagram, hat Grillparzer den entscheidenden Weg in die öst. Geschichte gewiesen. Dieser letzte Dichter und Seher des spanisch-habsburgischen Weltreiches mußte ja diesen Weg gehen. Es war eine glückhafte Stunde — die Griechen nennen sie den Kairos! —, als er den ersten Schritt getan. Mag immerhin Schlegels Ruf den letzten Anstoß gegeben haben, daß er nach wiederholten und erst epischen Ansätzen in kaum vier Wochen sein großes Geschichtsdrama „König Ottokars Glück und Ende“ (1825) zu Ende brachte. Was bei den Nachlaßdramen augenfällig wird, muß hier schon festgestellt werden. Der Dichter schreibt nicht sofort unter dem unmittelbaren Eindruck eines Erlebnisses nieder. In der frühen Erkenntnis, daß die Jahre wachsender Reife und reicherer Erfahrung oft entscheidend anderes und neues hinzugewinnen, läßt er den Stoff erst seiner tiefer und weiter werdenden Welt- und Gottschau zuwachsen.

Ohne Zweifel hat der „Ottokar“ von den beiden weltgeschichtlichen Ereignissen seiner Jugendzeit, von Napoleons Triumph und Sturz und von der Ablegung der deutschen Kaiserkrone durch Franz I. den geistig-seelischen Antrieb bekommen. Hier zum ersten Mal und schon mit dem ganzen Prunk der barocken Haupt- und Staatsaktion,

tritt der Dichter als der Seher in die große Vergangenheit auf. Hier zum ersten Mal als Ankläger gegen die unbedachte und verhängnisvolle Tat, als Richter der Hybris, als Anwalt der Ordnung. Ein Schauer tiefer Ehrfurcht überkommt uns vor der sakralen Feierlichkeit der Worte, die uns vom Kaiser als den Gesalbten, dem rex justus des sacrum imperium, dem Schirmvogt des sacrum sacerdotium erzählen. Es ist als würden wir in einer der zeitgenössischen Quellen lesen, in der „Kaiserchronik“ oder im „Rolandslied“. Seitdem der Mensch, sich selbst als Maß aller Dinge setzend, in luziferischem Wahnwitz und Dünkel dieses Reich verloren hat, hat kein Dichter von der im augustinischen Gottesstaat gegründeten Kaiserherrlichkeit des frühen Mittelalters auszusagen gewagt. Grillparzer war begnadet und bekannte. — Und wenn er am Ende den von Gottes barmherziger Gerechtigkeit Schlag um Schlag geprüften Frevler die Erkenntnis und Reue gewährt:

*Ich hab nicht gut gehaust in deiner Welt,
Du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über deine Fluren.
Du aber bists allein, der stürmen kann,
Denn Du allein kannst heilen, großer Gott.
Und hab ich auch das Schlimme nicht gewollt,
Wer war ich, Wurm, daß ich mich unterwand,
Den Herrn der Welten frevelnd nachzuspielen,
Durchs Böse suchend einen Weg zum Guten!*

.
*Es ist nicht Todesfurcht, was so mich reden läßt.
Der Du die Herzen aller kennst,
Du weißt, ob dieses Herz die Furcht bewegt
Doch wenn dich eines Mannes Reu erfreut,
Den nicht die Strafe, den sein Unrecht schreckt;
So sieh mich hier vor deinem Antlitz knien,
Und hör mich beten, wie ich jetzo bete:
Geh als ein Gott der Gnade zu Gericht!*

Dann erschüttert heute wie gestern und immer die mit viel Blut und Tränen errungene Erkenntnis von der Sinnlosigkeit und Nichtigkeit jedes unbeherrschten Machtstrebens, jeder wahnwitzigen Tat. Seit den salomonischen Sprüchen und seit dem Untergang Roms bleibt tief verankert mit allem menschlichen Drängen und Ringen das „vanitas vanitatum“. Auch das Spiel vom Bancban, dem „Treuen Diener seines Herrn“ (1828) weiß davon zu sagen. Es hätte ein festliches Stück werden sollen, ist aber nicht festlich geraten und mußte darum mancherlei beschämend unliebsame und unwürdige Umwege machen, ehe es auf die Bühne kam. Es ist ein blutiges Trauerspiel geworden um eine große Staatsaktion, die ein schlichter Mann mit seinem konservativen Denken, der Einfalt seines Herzens und seinem hohen Opfersinn zu gutem Ende führt. Sie schmähten diesen Banc-

ban und schmähen ihn noch heute einen gutmütigen Alten, gar einen „Hahnrei“, leichtgläubig, servil, beschränkten Sinnes. Am Ende wollten sie ihn als Komödienfigur gespielt sehen.

Gott sei's geklagt, daß seine Zeit und nicht minder unsre, die Nachäfferin so vieles Bösen aus dem 19. Jahrhundert, alles Große, Reine, Edle herabzerren muß in ihr niedriges Denken und Vorstellen!

Ein König gibt für die Zeit seiner Abwesenheit sein Reich, Frau und Sohn in den Schutz seines treuen und in Treuen bewährten Paladins. Zweifellos ein nicht gewöhnliches Zeichen des Vertrauens und man möchte mit Nachdruck Schillers Wort hier setzen: „Der seltn e Mann will seltenes Vertrauen!“ Und dieser in treuen Diensten gealterte Mann, gewissenhaft, vielleicht vom Dichter mitunter zu pedantisch gewollt, schützt mit dem Opfer seines eigenen Eheglücks — und es erweist sich als ein solches! — gegen die blutige Bäuberei seines herzoglichen Gegners das Reich und den Erben des Thrones. Wahrhaftig ein hohes Lied heroischer Pflichterfüllung, die das eigene Wohl dem großen Ganzen opfert. Und als der König, wie sein Diener der Gattin beraubt, dem Paladin zum Dank für seine Tat den Platz zunächst dem Throne einräumen will, da lehnt Banchan ab:

*Ich bin ein alter Mann, dem Tode reif,
Laß ruhig sein mich harren! . . .
Und wenn du ja in deinem hohen Sinn
Belohnung jetzt schon rütlich glaubst und gut,
Ach, so erlaub, daß jenes edle Kind,
Für dessen Heil ich auch mein Schürflein bot,
Daß ich sein Händlein drück an meinen Mund,
Mich überzeugend, daß es lebt und atmet.*

.

*Sei mild du Fürstenkind und sei gerecht!
Auf dem Gerechten ruht des Herren Segen.*

*Bezähm dich selbst, nur wer sich selbst bezähmt,
Mag des Gesetzes scharfe Zügel lenken.
Laß dir den Menschen Mensch sein, und den Diener
Acht als ein Spargut für die Zeit der Not.
Gedenk als Mann der Zeit, da du ein Kind,
Und hilflos lagst in eines Mörders Armen.
Wie da der Aufruhr an die Pforten pochte,
Und jeder Rat und jede Hilfe fern;
Da tat ein alter Mann was er vermochte.
Ei nun! Ein treuer Diener seines Herrn!*

Nicht mit Unrecht hat man das Spiel einen „Fürstenspiegel“ genannt, wobei man sich ausdrücklich auf die vom Dichter klugerweise als zu sentenziös gestrichene Schlußvariante berief:

*Sei ein getreuer Herr erst deinen Dienern,
Dann sind sie treue Diener ihres Herrn.*

Bedarf es noch einer Rechtfertigung dieser Dichtung oder will man es mit mir harmonisch eingefügt sehen in den hohen Auftrag des Dichters der Ordnung?

Ich will dieses hoffen und führe nun auf der besinnlichen Wanderung aufwärts in die Höhen der Grillparzerschen Dichtkunst.

Wir wissen ja, es gibt kaum ein Werk der Weltliteratur, das ohne die Liebe auskommt, die Liebe als Eros gemeint. Vom seligen Trunkensein der Sinne und Gefühle bis zur Verkehrtheit alles Natürlichen jubelt und giert es durch die Jahrtausende literarischen Schaffens. Das Spiel aber von der erwachenden Liebe, die scheu berührt und schon erzittert, die noch staunt und schamhaft versagt oder minneglich wirbt und unterm bloß nippenden Kosen schon erschauert und zuletzt sich ganz zart vortastet zum Du und nur zu dem einen Du, sich selbst vergessend, und also keusch und also rein —, dieses Spiel der Liebe ist nicht von Shakespeare, nicht von Goethe, es ist Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1831). — Die uralte Fabel von Hero und Leander, in Sage und Märchen, in Volkslied und Kunstdichtung als Gleichnis für das eine elementare Geschehen hundertfältig variiert —, wie anders klingt sie an der Donau und unter einem Himmel, der voller Geigen hängt.

Jetzt bleiben wir auf den Höhen.

Betrachten wir uns auch nur flüchtig das faustische Traumspiel „Der Traum ein Leben“, das erst spät nach seiner Vollendung, 1834, zur Aufführung kommt. Es trägt in seinem Kern das Credo Grillparzers und steht nicht nur zufällig inmitten des dichterischen Gesamtwerkes.

Das eine nur wollen wir bewahren, daß auch hier wieder eines der Grundthemen seiner Dichtung mächtig anschlägt, das von der Eitelkeit und Vergänglichkeit allen irdischen Strebens und Drängens:

*Schatten sind des Lebens Güter,
Schatten seiner Freuden Schar,
Schatten Worte, Wünsche, Taten,
Die Gedanken nur sind wahr.*

*Und die Liebe, die du fühlst,
Und das Gute, das du tust;
Und kein Wachen, als im Schlafe,
Wenn du einst im Grabe ruhst.*

Denn dieses heillose Spiel im Traum bändigt den unstillbaren Tatendrang des zur Erkenntnis vom Segen friedlichen und schuldlosen Wirkens erwachten Helden. Dieses vom spanischen Stilwillen belebte „Speculum humanae vitae“ scheint uns in seiner Wirkung aufwühlend wie eine der großen jesuitischen Lehrdichtungen, etwa der „Cenodoxus“ des Jakob Bidermann. Doch freilich damals (1602) waren die Menschen noch berührbar, in ihrem Gewissen noch nicht

verhärtet und es ist überliefert, daß nach der Aufführung des „Cenodoxus“ vierzehn angesehene Adelige sich zu einem Büßerleben in die Einsamkeit zurückzogen. — Es wird wohl so sein, daß Grillparzer schon wissend ausspricht, was er von den nahenden politisch-sozialen Erschütterungen zu ahnen und zu spüren bekam. — Der große Hymnus am Ende mag als Glaubensbekenntnis des heute wieder recht verstandenen „Biedermeier“ Geltung haben.

Das Lustspiel „Weh dem der lügt“, ich nannte es seine divina commedia, wurde bei seiner Uraufführung 1838 das mißverständene Opfer eines richtigen Theaterskandals. Die Zeitgenossen ahnten nicht ein Geringes von der Weisheit dieser Dichtung, die um eines der fundamentalen christlichen Gebote, um eine Grundhaltung des Dichters selbst spielt. Nur das barmherzig gewährte Wunder löst den Knoten, den der Mensch — auch in seiner besten Absicht unvollkommen — knüpft. Und der gütige Bischof als der Spruchsprecher des Dichters, ein lächelnder Mystagog, findet zuletzt den menschlich zulänglichen Sinn:

*Wer deutet mir die buntverworne Welt!
Sie reden alle Wahrheit — sind drauf stolz,
Und sie belügt sich selbst und ihn; er mich
Und wieder sie; der lügt, weil man ihm log —
Und reden alle Wahrheit, alle, alle.
Das Unkraut, merk ich, rotet man nicht aus,
Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber.*

*Ich weiß ein Land, das aller Wahrheit Thron,
Wo selbst die Lüge nur ein buntes Kleid,
Das schaffend er genannt: Vergänglichkeit,
Und das er umhing dem Geschlecht der Sünden,
Daß ihre Augen nicht am Strahl erblinden.*

*Dort ist ein Glück, das keine Täuschung nimmt,
Das steigt und wächst bis zu den spätesten Tagen.*

Der Entschluß, der Öffentlichkeit nichts mehr preiszugeben aus dem Gnadenschatz seiner Dichtung, war und wirkte wie ein Gericht, schwer, aber gerecht. Ein paar Gedichte, Bruchstücke, für wohltätige Zwecke verschenkt, widerriefen nichts.

Nur einmal, in der höchsten Gefahr seines Vaterlandes, im Sturmjahr 1848, greift der Dichter aus Angst um Österreich zur Leier. Wir alle kennen den gewaltigen Ruf, der seitdem sooft schon in gefährdeten Tagen zum Schlachtruf geworden und auch mißbraucht worden ist:

*Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.*

Er ist dem Dichter zur Stunde noch als Ausdruck reaktionärer Servilität besudelt worden. Doch alle Bitterkeit über so viel Unverstand und Mißgunst verflog in der Sterbensangst um den Bestand des Kaiserreichs, als der Pöbel die Revolution umzulenken drohte. Viermal setzte der Dichter an zu einem großen Aufruf an die Wiener, viermal mahnte er zur Besinnung, viermal beschwor er vor dem Altar des Vaterlandes die heilige Ordnung —, müde und abgekämpft legte er die Feder nieder, bevor noch das Militär die Erhebung im Blut erstickte.

Noch im gleichen Jahr 1848 erschien die Meisternovelle „Der arme Spielmann“, ein Juwel deutscher Erzählkunst. Da geht einer, aus hohem Stand in die Armut gefallen, ein Geiger, der den „lieben Gott spielt“, absichtslos, ungeliebt und unbeachtet mitten durch das Volk, — Beispiel und Vorbild der Genügsamkeit, der Gelassenheit, der Demut — ein kleiner Mann. Und der stirbt den großen Tod des Sich-Opfern für den Nächsten. 23 Jahre vorher stirbt ein großer Mann, der König Ottokar, den kleinen Tod, kein Vorbild, aber auch ad exemplum. „Der arme Spielmann“, Selbstbildnis des Dichters, war zum Sturmjahr 1848 die einzige Stimme, die hätte gehört werden müssen, der Weisheit letzter Schluß. Einsatz des Lebens für den Andern — der große Tod, das ist die große Revolution, ein Schritt nur, aber ein mutiger auf dem Weg der Imitatio, mutiger als hundert Barrikadenkämpfer gegen den Bruder!

Hier muß ich eine für unser Thema sehr aufschlußreiche Bemerkung einfügen. 1932 veröffentlichte Reinhold Backmann, der verdiente Mitherausgeber der großen Grillparzerausgabe, in dem führenden Organ der Literaturwissenschaft, im „Euphorion“, eine eindringliche Untersuchung über „Grillparzer als Revolutionär“. Er stützt seine temperamentvoll vorgebrachte These auf die vier großen Gedichte: „Geburt eines Prinzen“ - „Klosterszene“ - „Warschau“ - „Vorzeichen“, die 1830, 1831 und 1848 ins Konzept geschrieben, doch erst nach seinem Tode in der ersten Gesamtausgabe, eines elf Jahre später, bekannt wurden. Wenn Sie meinen Ausführungen aufmerksam gefolgt sind, werden Sie selbst entscheiden, wie weit Backmanns Annahme noch bestehen kann. Wir wissen nur zu gut, daß G. ein liberaler Josephiner war, daß sein ungemein ausgeprägter scharfer Verstand alle die Fehler und Verkehrtheiten der Verantwortlichen gesehen hat. Doch ebenso klar wußte er auch, wo die größeren Gefahren waren und vor denen hatte er zu warnen. Das geschmähte Gedicht des Patrioten und der Opfertod des Spielmanns, das war alles, was er zu sagen hatte in dieser Notzeit Österreichs. Es war ihm wichtiger, Beispiel und Vorbild zu geben, als destruktive Kritik vor dem Unverstand der Masse zu üben. So war der „Revolutionär“ Grillparzer!

Am 8. März 1853 trägt der Dichter in seine Geheim-Mappe, so könnte man das Reservoir seiner für die Öffentlichkeit nicht be-

stimmten Schriften nennen, folgenden denkwürdigen Vierzeiler ein:

*Ich spreche nicht wo jeder spricht,
Wo alle schweigen schweig ich nicht.
Weh mir und euch, wenn ich von uns je wieder singe!
Ich bin ein Dichter der letzten Dinge!*

Das wurde niedergeschrieben unter dem Eindruck einer beschämend würdelosen Forderung der n.-ö. Statthalterei an die öst. Dichter, in einer prunkhaften Denkschrift den glücklichen Ausgang des Attentats auf den Kaiser zu besingen. Eine fast gleichlautende Notiz im Tagebuch einige Monate später bekräftigt die Verse: „Weh unserm Staate, wenn ich mich je wieder poetisch mit ihm beschäftigen sollte, es wäre nämlich ein Zeichen, daß er wieder am Rande des Untergangs stünde. Zum Schmeichler hab ich mich nie hergegeben“ (1849).

Bedenken wir Notiz und Spruch, der als Ausdruck hohen Verantwortungsgefühls und stolzen Sendungsbewußtseins diesem Dichterleben als Leitsatz, unserm Thema als Devise gelten könnte.

Nicht die großen Staatsmänner, oft sind die großen Kulturschöpfer, allen voran die Dichter, die wahren Repräsentanten des Staates und werden als solche von einem geistig-beweglichen Volk anerkannt und gehört. Ihr Schaffen ist für den Rückschauenden das lebensvollere Antlitz der Nation, das gute und böse Gewissen ihrer Zeit.

Im Nachlaß fanden sich die drei Meisterdramen: „Die Jüdin von Toledo“ - „Libussa“ - „Ein Bruderzwist in Habsburg“, im Manuskript abgeschlossen. Er hat sie zurückgehalten, nicht weil er vielleicht ihre umstürzende Wirkung fürchtete. Der Entschluß von 1838 war unabänderlich.

Es ist wichtig, zu wissen, daß er mit diesen drei Dramen früh schon angesetzt hatte, in den Jahren der Reife fortdauernd an ihnen gearbeitet und sie erst in den weisen Jahren des Alters (alle nach 1848!) abgeschlossen hat. Sie sind in ihrer Gesamtheit eine Prophetie in die Zukunft, deren Gültigkeit wir Nachkommenden erschauernd erfahren haben.

Der Dichter mit dem weltgeschichtlichen Aspekt, belastet mit einem auf alle Eruptionen seiner Zeit vibrierenden Nerv, begnadet mit der Schau ins Unschaubare —, er hat uns hier das große Konzept überantwortet, wie das Bestehende, das Erhaltenswerte zu retten, die Ordnung zu bewahren ist.

Was christlich war an der Humanitätsreligion der Weimarer Klassik — und es war nicht nur der „Faust“ oder der „Westöstliche Divan“, die „Maria Stuart“ oder die „Jungfrau von Orleans“ — das hat die Dichtung Grillparzers weit vorgetragen in den christlichen Humanismus, wie er erst uns wieder verständlich wird. Und

wie es seit Christi Kreuzestod keine Tragödie mehr gibt, so hat auch das Heldenideal seine durchgreifende Wandlung erfahren, wofür nicht nur unser Dichter der Kronzeuge ist. Wenn der Held auch physisch zugrundegeht, idealiter ist er der Überwinder des Bösen, der Triumphator. Ich möchte auch hier wieder meine These von der siegenden Aktivität des Passiven vertreten. Man hat es bisher noch immer nicht gewagt, die Entwicklung der abendländischen Dichtung als einzige große Kundgebung christlichen Denkens und Empfindens, fernab freilich von jeder konfessionellen Bindung, zu sehen. Sie baut mit an dem großen Weltgebäude der *una sancta* und wir ahnen nicht, wie viele durch das begnadete Dichterwort zu Gott gefunden haben.

Es scheint mir fast unmöglich, die organisch-harmonische Dreiheit der Nachlaßdramen — ich möchte sie eine Dreieinheit heißen! — in ihrer Gesamtheit zu erfassen, ja ein Wagnis, sie ins Einzelne aufgelöst deuten zu wollen, sosehr ineinander verzahnt ist ihr Ideengehalt, sosehr übergreifen sich ihre Motive, sosehr — bis in wiederholte Selbstzitate! — sind sie dem einen Ansturm des formenden Denkens, dem einen Drängen des füllenden Herzens, der einen anrufenden Stunde der Gnaden entwachsen. Ihr Sinngehalt ist kaum auszuschöpfen, schon gar nicht in ein paar Sätzen auch nur anzudeuten. Und doch muß es gewagt werden, den Riesenkomplex ehrfürchtig abzutasten.

Es geht in allem um die Ordnung: die der König verletzt und sühnend wieder herstellt (so in der „Jüdin“), die der Mensch zerstört, um eine neue zu setzen, die am Ende doch wieder zum Ursprung zurückkehrt (so in der „Libussa“), die der Kaiser in der Erkenntnis der ewigen Ordnung Gottes und als ihr irdischer Anwalt schützt, wenn auch — und nur realiter — an dieser Aufgabe zerbrechend (so im „Bruderzwist“).

Armselige Worte, die auch das Geringste nur armselig wiedergeben können. Nichts ist gesagt davon, daß der König Alfons in der „Jüdin“, einem Trugbild der Sinne verfallend, das Sakrament der Ehe verletzt und wie der Dichter die Einsicht und Umkehr bis in die Gebärde hinein menschlich ergreifend darstellt, den Zuschauer unmittelbar aufrüttelnd wie nur irgend eins der spätmittelalterlichen Mysterienspiele.

Nichts von dem genialen Kunstgriff in der „Libussa“, der den Mythos bis hart an die Grenze des Mysteriums führt, so wie es etwa Jahrzehnte später Max Mell in seinen Nibelungendramen wieder geglückt ist.

Nichts aus dem „Bruderzwist“ von der bitteren Einsicht in die Bestie Mensch, die Gesetz und Recht verkehrt und keine Ehrfurcht mehr hat vor einem Menschenleben und selbst nicht vor dem

Geweihten, so wie wirs heute über die nächsten Grenzen von drüben erfahren und morgen vielleicht schon erleiden müssen.

Wie ein Riesenfanal und unauslöschbar steht das Credo Rudolfs II. da, der bis in die Züge getreu der Dichter selber ist:

*„Gott aber hat die Ordnung eingesetzt,
Von da an ward es Licht!“*

Kein Geringerer als Augustinus, dieser unantastbare Mentor und Gewährsmann der Kirche Christi, könnte es ebenso gesagt haben in seinem „Gottesstaat“. Eine Erkenntnis, eine Gesinnung, die gleiche Bekenntertreue —, nur anderthalb Jahrtausende liegen dazwischen!

Was wir in einem Menschenalter alles gesehen und erfahren, erlebt und erlitten haben!

Kronen fielen, Reiche wurden zertrümmert, Völker versklavt, tausende von Menschen und die vielen schuldlosen Kinder unter ihnen in fremde Länder getrieben, Kriege ohne Ende und Friedenskonferenzen in Permanenz, alle tierischen Instinkte des Menschen entfesselt —, eine einzige furchtbare Bankrotterklärung des freien Willens!

Noch immer aber sind die Guten in der Welt und wachsen mit jeder Heimsuchung näher zu Gott hin. Noch immer ist ihnen Gutestun und Rechtun Triebkraft ihres Lebens. Und daß sie bestehen in dieser Welt, schöpfen sie dauernd aus den unversiegbaren Kraftquellen, wie auch die Dichtung Grillparzers eine ist.

Wenn die Kirche, seit der nicht in Allem glücklichen Gegenreformation in die Defensio gedrängt, noch bis vor kurzem geschwiegen hat, dann waren an ihrer Statt auch die Dichter da, von der Ehrfurcht und Liebe als den Fundamenten der Ordnung zu bekennen. Einer von ihnen, in sehr bewegter Zeit auf weit vorgeschobenen Posten, war Franz Grillparzer. Wehe der Zeit, die solcher Menschen entraten kann!

Man lese den „Spielmann“, den „Bruderzwist“, des „Meeres und der Liebe Wellen“, nicht flüchtig nur, auch horchen und nachhorchen in das einfällende Schweigen des Ergriffenseins. Grillparzer ruft immer wieder, und er ist nicht der schlechteste Rufer in dieser Wüste der Zeit!

Das Schlußwort gebe ich, wie so oft auch hier, dem so Vieles deutenden Hölderlin:

*Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,
Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen,
Des Vaters Strahl, Ihn selbst, mit eigner Hand
Zu fassen und dem Volk, ins Lied gehüllt,
Die himmlische Gabe zu reichen!*